

# Musste Martha Nathan den Hodler aus Not verkaufen?

Eine Kommission klärt die Ansprüche an Hodlers «Thunersee». Das Gemälde gehörte einer Jüdin, die vor dem NS-Regime floh



Ferdinand Hodler: «Thunersee mit Blüemlisalp und Niesen», 1876–1882, Gemälde.

PHILIPP MEIER

Ferdinand Hodlers «Thunersee mit Blüemlisalp und Niesen», entstanden zwischen 1876 und 1882, befand sich einst im Besitz von Hugo Nathan, einem deutsch-jüdischen Bankier und Kunstsammler. Nathan (1861–1921) war Direktor der Deutschen Bank in Frankfurt am Main. Seine Sammlung umfasste französische Malerei, darunter Werke von Bonnard, Gauguin, van Gogh, Monet und Renoir, aber auch niederländische, deutsche und Schweizer Kunst. Nach seinem Tod ging die Sammlung an seine Gemahlin Martha Nathan (1874–1958).

Martha Nathan war umsichtig. Bereits 1930 liess sie einen Grossteil ihrer Sammlung in die Schweiz nach Basel überführen. Nachdem die Nazis die Macht ergriffen hatten, sah sie sich als Jüdin gezwungen, Deutschland zu verlassen. Sie floh 1937 nach Paris, wo sie die französische Staatsbürgerschaft erhielt. Dort verlor sie infolge der Besetzung durch die Nazis einen Teil ihres Besitzes, darunter auch viele Kunstwerke.

1938 kehrte Martha Nathan für kurze Zeit nach Deutschland zurück, um ihr Haus zu verkaufen. Vom NS-Regime wurde sie gezwungen, sechs Ge-

mälde aus ihrer Sammlung dem Städel-Museum in Frankfurt abzutreten. 1939 floh sie in die Schweiz, wo sie 1958 in Genf verstarb.

## Rettung Schweiz

Unter den Gemälden, die in die Schweiz gerettet werden konnten, befand sich auch Hodlers «Thunersee». Hugo Nathan durfte das Werk 1910 erworben haben. Hodler feierte in Deutschland wiederholte Erfolge. Zur Frankfurter Hodler-Ausstellung von 1911 beschrieb ein Kunstkritiker das Werk enthusiastisch als «ein grösseres

Bild von Niesen und Thuner See, das wohl eine der stärksten Überraschungen dieser Ausstellung bildet».

Das Bild ist in zart-dunsten Blautönen gehalten. Es zeigt im Vordergrund den Thunersee und im Hintergrund die Gebirgskette mit Blüemlisalp und Niesen. Die rhythmisch gestaffelten Wolken und die parallelen Linien auf der Wasserfläche sollen im Zug einer nachträglichen Überarbeitung entstanden sein. Am unteren rechten Bildrand befindet sich die Signatur «1876. F. Hodler».

Was mit dem Werk in der Zeit von den dreissiger bis Anfang der achtziger Jahre geschah, ist unklar. In den achtziger Jahren jedenfalls gelangte es in den Besitz des Schweizer Kunsthändlers Peter Nathan. Dieser war kein Verwandter der Nathans aus Frankfurt. Er wurde 1925 geboren als Sohn des Kunsthändlers Fritz Nathan in München. 1936 emigrierte die Familie nach St. Gallen, 1951 zog sie nach Zürich.

Das Hodler-Bild wurde 1998 beim Auktionshaus Sotheby's in Zürich eingeliefert, wo es der Winterthurer Immobilienunternehmer Bruno Stefanini ersteigerte. Stefanini, Gründer der Stiftung für Kunst, Kultur und Geschichte (SKKG), sammelte Schweizer Kunst und unzählige historische Objekte. Die Sammlung umfasst schätzungsweise 100 000 Positionen.

Warum hatte sich Martha Nathan von dem Hodler-Werk getrennt? Musste sie es verkaufen, um im Exil ihren Lebensunterhalt zu finanzieren? Eine vom Stiftungsrat der SKKG eingesetzte unabhängige Kommission untersucht nun, ob im Fall von Hodlers «Thunersee» ein durch NS-Verfolgung bedingter Entzug vorliegt und ob Ansprüche von Rechtsnachfolgern der ehemaligen Eigentümerin bestehen.

Die Kommission der SKKG wahrt dabei Unabhängigkeit und Unparteilichkeit. Sie orientiert sich an den Richtlinien der Washingtoner Konferenz von 1998 sowie der Erklärung von Terezin von 2009. Das bedeutet, dass die Kommission im Fall eines durch NS-Verfolgung bedingten Entzugs und des genügenden Nachweises der Rechtsnachfolge über eine bedingungslose Rückgabe des Werks oder

eine andere gerechte und faire Lösung entscheidet. Die Stiftung für Kunst, Kultur und Geschichte hat sich ihrerseits verpflichtet, die Entscheidungen der Unabhängigen Kommission der SKKG als verbindlich anzuerkennen und umzusetzen.

## Nathans Monet bei Bührle

Auch in der Sammlung Bührle im Kunsthause Zürich gibt es ein Bild aus der ehemaligen Kunstsammlung Hugo Nathans. Es handelt sich dabei um «Das Nachtessen» von Claude Monet. Entstanden 1868/69, gelangte es 1913 in Nathans Besitz. Ab 1930 befand es sich zusammen mit weiteren Werken der Sammlung Nathan im Depot der Kunsthalle Basel. In Martha Nathans Eigentum dürfte es bis 1938 gewesen sein. 1944 tauchte es bei der Zürcher Galerie Aktuaryus auf, wo es Emil Bührle im selben Jahr für 28 000 Franken kaufte. Das Bild könnte Gegenstand der neuen Strategie des Kunsthause Zürich sein. Diese sieht vor, Werke aus jüdischem Vorbesitz genauer zu untersuchen.

Die Erben der Familie Nathan hatten sich wiederholt um Restitution von Werken aus der Sammlung ihrer Vorfahren bemüht. Auf der Lost-Art-Datenbank liessen sie nicht weniger als 116 Kunstwerke registrieren. 2022 war Gustave Courbets Gemälde «La pauvresse de village» (Die Dorfarme) aus ehemaligem Nathan-Eigentum Gegenstand eines Vergleichs mit den Nachkommen.

Ein Gemälde von Paul Gauguin, das Martha Nathan 1938 verkauft hatte, gelangte später in das Toledo Museum of Art. Der Versuch, das Bild zurückzuerhalten, war erfolglos. Im selben Jahr trennte sich Martha Nathan auch von einem Gemälde von Vincent van Gogh. 1969 wurde es vom Detroit Institute of Art erworben. 2004 kontaktierten die Nachfahren das amerikanische Museum, nachdem sie das Bild auf dessen Website entdeckt hatten.

Die Kunstinstitution in Detroit wies die Anfrage um Restitution mit dem Argument der Verjährung zurück. Ob der Winterthurer Fall mit Hodlers «Thunersee» nun für die Erben günstiger verlaufen wird, muss sich erst noch zeigen.

# Nun nörgeln nicht einmal die Skeptiker

Die 61. Ausgabe des Berliner Theatertreffens überzeugt. Das liegt an den Schauspielern ebenso wie an den Bühnenbildern

BERND NOACK

Erstaunlich wenig Gemecker in diesem Jahr über die Auswahl des Berliner Theatertreffens. Es gab kaum Kritik an den Voten der Kritiker, die aus 690 an deutschsprachigen Theatern in Deutschland, der Schweiz und Österreich gesehenen Inszenierungen die ihrer Ansicht nach 10 «bemerkenswertesten» der vergangenen Saison herausgehoben haben.

Wenn es sonst mit sturer Regelmässigkeit Zweifel an der Auslese gab, war man jetzt höchst zufrieden, irgendwie fast beschämt beglückt, weil alles so richtig schien. Auf die Frage einer örtlichen Zeitung, ob das Theatertreffen in seiner 61. Auflage überhaupt noch zeitgemäss sei, durfte Matthias Pees, der Intendant der Veranstaltung, denn auch ohne Widerspruch antworten: Natürlich sei es das.

## Verwandelte Wirklichkeit

Ist es das wirklich? Selbst wer skeptisch kam, um zwei Wochen lang die Besten der Besten zu sehen, musste am Ende befriedigt die Nörgelwaffen strecken: Mehr kann Theater nicht, mehr will Theater vielleicht gar nicht, als zu unterhalten und anzuecken, als

zu provozieren und zu versöhnen und die Wirklichkeit zu verwandeln, damit sie besser auszuhalten ist.

Alles, was am Theatertreffen unter der neuen Leitung von Nora Hertleinhull gezeigt wurde (und noch wird bis zum Pfingstwochenende), ist tatsächlich bemerkenswert in dem Sinne, dass da Augen geöffnet, verstörend andere Sichtweisen angeboten wurden, dass ganze Abende, Szenen und vor allem Menschen in ihrer unterschiedlichen (Un-)Fähigkeit, das Leben zu meistern, sich ins Gedächtnis drängen.

Wem ginge eine Lina Beckmann aus dem Kopf? 90 Minuten lang alleine auf der riesigen Bühne zelebriert sie die «Laios»-Geschichte (aus der Feder von Roland Schimmelpfennig) bis an den Rand der Selbstaufgabe – zart, verletzlich zuweilen und dann gleich wieder Furcht und Terror verbreitend.

Zwischen Kindergeburtstag und derber Kneipenkeilerei spannte sich der Bogen, auf dem das eher skeptische Berliner Publikum balancieren durfte. Es tat dies neugierig und mit Freude, liess sich gar von Nicolas Steemann ins Mittelmeer-Reich entführen, wo Hobbits, Elbinnen, Zwerge, Zauberer, Menschen und Orks sich wie selbstverständlich unter das Publikum mischten, das staunend durch

einen Wunderwald der Phantasie flanierten konnte.

## Beleidigt und beglückt

Der kunterbunten Zürcher Bearbeitung von Tolkiens «Herr der Ringe» mag es an Tiefgang mangeln, zumindest garantiert sie aber einen Spass für alle Beteiligten. Mitmachtheater ohne Bühnenbarrieren – auch das ist bemerkenswert, weil da ohne Not der absolute Event-Gedanke sich in der Hochkultur breitmacht und das Theater zum Freizeitvergnügen wird.

Das geht auch mit ganz anderen, ernsteren Stoffen. Denn Tschechows Platonow, den die Münchner Kammer-spiele (in der Regie von Jette Steckel) unter dem Titel «Die Vaterlosen» auf seine Mitspieler und das Publikum losliessen, hatte durchaus das Zeug zum garstig belfernden Alleinunterhalter. Joachim Meyerhoff gab sich gar nicht erst die Mühe, sympathisch zu wirken, er donnerte gleich zynisch los, beleidigte, degradierte die anderen Figuren dieser Gesellschaft in Auflösung und Selbstbetrug.

Auch die Zuschauer, die sich wohligh an seiner schnoddrig gefühlkalten Nervosität ergötzen, kriegten etwas ab. Aber man verzicht Meyerhoff alles, weil

er so herausragend auftrat. Wie er sich da durch den bedrohlich dichten Stangenwald bewegte, auf der Suche nach einem letzten Fetzen Moral in sich selber – das war beste Schauspielkunst. Man ist es gewohnt von ihm und musste dennoch staunen.

Und die Bühnenbilder! Kunstwerke für den Augenblick, vergängliche Szenarien mit ins Nichts verschwindenden Horizonten, Spielplätze der Eitelkeiten und des Scheiterns. Das Labyrinth des Florian Lösche für den Tschechow-Abend; das Licht- und Schattenspiel mit Wänden aus gleissender Helligkeit, das Ulrich Rasche für Lessings «Nathan der Weise» erdacht hat; die grotesk gruselige Sadomaso-Jahrmarktude von Mirjam Stängl für Rieke Süsskows aberwitzige Inszenierung des Nürnberger Fäkalienstücks «Übergewicht, unwichtig: Uniform»; der Video-verwirrende Vorgarten von Katrin Hoffmann für Falk Richters «The Silence»: Die langweiligere Szenerie, die die Bühnen jahrelang dominierte, hat ausgedient zugunsten phantastisch gestalteter Räume, die Perspektiven öffnen und verschieben.

## Theater der Selbstironie

Bisher gab es in Berlin bei alledem keine plumpen politischen Statements, keine

queere Leistungsschau. Und dass die Hälfte der Inszenierungen von Frauen kamen (wie es die Satzung vorschreibt), ist längst kein Ausrufezeichen mehr und muss kaum mehr betont werden.

Ob das Theater noch immer oder schon wieder eine moralische Anstalt ist, wie es Kulturstaatsministerin Claudia Roth in ihrer Eröffnungsrede beschwor, sei einmal dahingestellt. Auf jeden Fall zeigt es nach den trüben, leeren Pandemie-jahren wieder, was es kann. Es bezieht Stellung. Aber nicht unbedingt mit Holzhammer und publikumsferner Arroganz, sondern vertrackt und gewitzt, mit Bildern, die treffen und gar beglücken können auf dem Weg ums Gehirn herum oder mitten hinein.

Manchmal nimmt sich das Theater auch selbst nicht ganz ernst. Erstmals eingeladen wurde das Theaterhaus Jena – was zeigt, dass die Jury auch tatsächlich in die Provinz fährt. Die Truppe «Wunderbaum» zeigt «Hundekotattacke», ein Stück, sehr frei nach einem wahren Ekel-Skandal aus Hannover im vergangenen Jahr. Es ist ein feixender Abend über die Machtstrukturen im Theater, den Geniekult, die Eitelkeit und die unerklärliche Liebe zu Spiel und Verwandlung. Alles drin! Da kann man dieses Jahr in Berlin wirklich nicht meckern.